

Archive und zeitgeschichtliche Forschung: Ein Essay zum digitalen Wandel in einem dynamischen Verhältnis

Von PHILIPP GASSERT

Der Titel meines Essays¹ impliziert, dass Zeitgeschichte und Archivwesen ein „Verhältnis“ zueinander hätten und dieses auch noch „dynamisch“ sei. Das steht in Kontrast zu der gelegentlich zu hörenden Klage, es fehle an einem vertieften Austausch zwischen Historie und Archiven sowie ihren jeweiligen Vertreterinnen und Vertretern. So hat der streitbare österreichische Staatsarchivar Michael Hochedlinger auf der Jahrestagung der Wissenschaftsarchive 2017 davon gesprochen, die einst „enge Zusammenarbeit“ von Universitätshistorikern und wissenschaftlich ambitionierten Archivaren, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestanden habe, habe „einer wechselseitigen Teilnahms- und Beziehungslosigkeit Platz gemacht“². Rainer Hering wiederum, der Leiter des schleswig-holsteinischen Landesarchivs, hat es etwas dezenter formuliert: „Leider ist diese enge Verbindung von Archiven und Hochschulen angesichts vieler neuer Herausforderungen im digitalen Zeitalter seit den 1990er Jahren oftmals ins Hintertreffen geraten.“³

Trifft es zu, dass die Historikerinnen und Historiker dem Archiv als einem „fremden“ und „merkwürdigen Ort“ nur noch „Alibi“-Besuche abstatten, so Hochedlingers für die Archivarszunft wohl nicht ganz repräsentative Meinung. Stimmt es, dass Archivgut als „latente Wissenschance“ die historische Zunft nicht

¹ Überarbeitete, erweiterte und um Belege ergänzte Fassung des Festvortrags aus Anlass des Amtswechsels im Hauptstaatsarchiv Stuttgart am 15. Juni 2021, vgl. Torsten Schöll, Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Neue Leitung für das historische Gedächtnis, in: Stuttgarter Zeitung, 19. Juli 2021. Für Anmerkungen und Kritik danke ich Hiram Kümper (Mannheim) und Nadia Labadi (München).

² Michael HOCHEDLINGER, Festvortrag: Wer schreibt (die) Geschichte?, in: Normen und Ethos. Schreiben Archivarinnen und Archivare Geschichte?, hg. von Jens BLECHER/Sabine HAPP/Juliane MIKOLETZK, Leipzig 2018, S. 13–23, hier: S. 15.

³ Rainer HERING, Archive und Universitäten, in: Archive heute – Vergangenheit für die Zukunft. Archivgut, Kulturerbe, Wissenschaft. Zum 65. Geburtstag von Robert Kretzschmar, hg. von Gerald MAIER/Clemens REHM, Stuttgart 2018, S. 317–324, hier: S. 318.

mehr interessiert? Als Historiker könnte ich verschnupft replizieren, dass das auch an manchen Archiven liegen mag. Denn diese wirken auf jüngere, im Umgang mit den archivalischen Quellen und dem Archiv als Institution noch unerfahrene Studierende und Promovierende als angsteinflößende Häuser. Umgekehrt existieren beim „Nachwuchs“ oft übertriebene Erwartungen, was ein Archiv leisten kann: Als könnte ein eintägiger Besuch das passende „Schlüsseldokument“ hervorbringen, mit dem alle Fragen beantwortet sind⁴. Als Nutzerin oder Nutzer muss man sich den Respekt der Archivarinnen und Archivare oft erst erwerben, mit Sitzfleisch und geduldigem Bohren durch die Akten. Damit steigt dann auch die Bereitschaft zur Beratung. Richtig ist, dass gerade etablierte KollegInnen (mich eingeschlossen) oft nicht mehr die Kraft und die Zeit zu längeren Archivreisen finden. Es gibt, je nach Thema, so viel publiziertes und digitalisiertes Material, dass der Archivbesuch womöglich nicht lohnt, zumal, abhängig von Fragestellung und Gegenstand, Entwicklungslinien aus öffentlich zugänglichem Material unschwer rekonstruiert werden können⁵.

Zugleich ließe sich in einer Replik auf das angebliche Zerfasern der Verbindungen die Geschichte selbst umständlich bemühen: „Derartige Klagen sind nun wahrlich nicht neu.“ Das Spannungsverhältnis ist ein altes und wechselseitiges. Da ich selbst von derartigen Negativerfahrungen kaum etwas berichten kann, muss ich weit zurückgehen und einen Mannheimer Vorgänger an der Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften am Hof von Carl Theodor, Andreas Lamey, bemühen: Er besuchte 1769 das Archiv des Speyrer Domkapitels, um dort seine „Urkundenabschriften mit den Originalen zu vergleichen“. Auch hatte man ihm versprochen, ihm weiteres Material zukommen zu lassen. „Wir brauchten allerdings acht Tage, um zu erfahren, was wir gerne wissen wollten. Denn es ist hier wie überall, nichts geschieht ohne eine Vielzahl von Schwierigkeiten. Selbst jene Leute, die es gut mit uns meinten, sprachen nur sehr zurückhaltend mit uns, um nichts zu zerstören. [...] Außerdem mussten wir jeden Abend mit dem Archivar verbringen, der eine Goldmedaille im Wert von 25 Dukaten erhielt.“⁶

Archivare und Archivarinnen erwarten von ihren „Kunden“ aus der Geschichtswissenschaft heute weder eine kleine finanzielle Aufmerksamkeit noch Einla-

⁴ Dass dahinter eine irrige Vorstellung der Genese historischen Wissens steht, muss nicht weiter kommentiert werden, vgl. Abschnitt 3.

⁵ Diesen Trend dürfte Covid-19 verschärft haben; die Pandemie unterband vorübergehend Archivbesuche und führte danach in einigen Archiven zu sehr langen Wartezeiten; dennoch musste irgendwie weiter geforscht und publiziert werden; manche merkten, dass es auch „ohne“ ging; zur Problematik einer Zeitgeschichte, die sich allein auf öffentliches Material verlässt, vgl. Robert KRETZSCHMAR, Zur Einführung: Zeitgeschichte, Archive und Geheimschutz. Beiträge einer Sektion auf dem 49. Deutschen Historikertag in Mainz, Stuttgart 2013, S. 5–9.

⁶ Markus FRIEDRICH, Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte, München 2013, S. 245.

dungen zum Abendessen. Sie müssten ja den „Vorteil“ geldwert versteuern oder riskierten ein Disziplinarverfahren. Im Gegenteil, es kommt vor, insbesondere in kleineren Archiven, dass man gemeinsam Pause macht und der Kollege Archivar das Heißgetränk des Nutzers aus der hauseigenen Kaffeekasse subventioniert. Wechselseitige Klagen und Vorwürfe zwischen Archiv und Historiographie sind Folklore, schlicht Teil der jeweiligen professionellen Erzählungen. Wir haben unsere Ausbildung gemeinsam begonnen, sind danach aber in unterschiedlich spezialisierte Laufbahnen eingetreten. Aufgrund einer notwendigen Professionalisierung und Spezialisierung trennten sich die Wege natürlicherweise. Doch im Kern teilen wir den gleichen „historischen“ Blick auf die Welt. Wir versuchen, die jeweilige Zeit aus ihrer eigenen Perspektive zu begreifen. Wie bei einem Lokalderby gehören gewisse Sticheleien und inszenierte „Feindschaften“ im Interesse der jeweiligen identitätspolitischen Selbstverständigung dazu. Sie sind *cum grano salis* zu nehmen. Historikerinnen und Archivare sind vom selben Stamm, bewohnen aber unterschiedliche Häuser.

Von gegenwärtigem wie auch zeithistorischem Interesse ist die Frage, wie sich Begründungen für den Abstand zwischen Archiv und Geschichtswissenschaft verändern: Rainer Hering verweist auf den digitalen Wandel, der zu einem neuerlichen Anwachsen der Spezialisierung beider Seiten führe. Die Digitalisierung fordert uns in unterschiedlicher Weise. Archive verwandeln sich in Institutionen für Datenmanagement, da unser historisches Gedächtnis digital wird. Auch drängen sie mit Ausstellungen und Publikationen verstärkt in die Öffentlichkeit. Es wird von Politik und Gesellschaft erwartet, dass sie Quellenmaterial auf ihren Websites direkt zugänglich machen. Das Landesarchiv Baden-Württemberg treibt diese Vision voran, mit dem digitalen Lesesaal als neuer Plattform angesichts „veränderten Nutzungsverhaltens“⁷. Hier ist archivseitig inzwischen eine technische Expertise gefragt, die an den Universitäten, jedenfalls in historischen Fachbereichen, nur in ersten Ansätzen vermittelt wird. Teile der Zeitgeschichte wiederum hängen illusionären Vorstellungen an, dass sie angesichts wachsender Verfügbarkeit digitaler, aber auch digitalisierter Quellen ohne Archivrecherche auskommen können und erwarten, insbesondere in der jüngeren Generation, bequeme Quellenlieferung direkt aufs Handy oder den Laptop. Dazu genüge eine E-Mail oder WhatsApp an den „Dienstleister“ Archiv⁸.

⁷ Gerald MAIER/Thomas FRICKE, Bestellung und Lieferung von digitalen Reproduktionen aus Archiven über das Internet – Strategische und konzeptionelle Überlegungen, in: MAIER/REHM (wie Anm. 3) S. 273–284.

⁸ Dass die Hoffnung auf das Archiv als künftiger Datenlieferant und Dienstleister per Mausclick existiert, kann ich aus Gesprächen bestätigen. Hier bestehen riesige Erwartungen, die durch den Aufbau gewaltiger digitaler Verbünde wie „NFDI for memory“ nicht geringer werden. Der „digitale Lesesaal“ wird für bare Münze genommen. Die Tatsache, dass Findbücher online stehen und mit einem „Warenkorb“ zur Bestellung von Akten versehen sind, weckt aber missverständliche Assoziationen, vgl. auch Joachim KEMPER,

Die Vision des „Archivs 3.0“, die der Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe, Wolfgang Zimmermann, entworfen hat⁹, stößt bei der zeithistorischen Überlieferung auf besondere Hürden. Vielleicht wird hier eine Illusion genährt, die sich nicht einlösen lässt? Über die digitale Herausforderung wird zwar auf Historiker- und Archivtagen diskutiert und auch in elektronischen Foren gestritten, aber nicht wirklich gemeinsam zwischen Vertreterinnen der Archive und der Geschichtswissenschaft¹⁰.

Als Mitglied eines universitären Instituts und Zeithistoriker sowie akademischer Lehrer und Betreuer von Qualifikationsarbeiten will ich die Gelegenheit der Stafelstabübergabe im Hauptstaatsarchiv Stuttgart 2021 nutzen und drei Punkte ansprechen, die mich umtreiben, aber auch motivieren, gemeinsam mit Ihnen, den Kollegen und Kolleginnen in den Archiven an der Zukunft historischen Wissens zu bauen. Diese sind: (1) Das Kritische: Die Verbindung Archive und Geschichtswissenschaften; (2) Das Unvermeidliche: Die digitale, zeithistorische Überlieferungsbildung und (3) Das Herausfordernde: Die gemeinsamen Zukünfte (zeit-)historischen Wissens. Bei Letzterem geht es auch um die Weiterentwicklung der Lehre im Bereich der historischen Grundwissenschaft, die mit Blick auf digitale Medien- und Quellennutzung eine verstärkte Kooperation zwischen Forschung und Archiven erfordert¹¹.

Einig sind wir uns mit Blick auf die eminente gesellschaftliche Bedeutung der Archive, die der Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, Gerald Maier,

„Anfragen“ über Soziale Medien, Blogposts, Chats, Twitter & Co.? Aspekte einer virtuellen Nutzerberatung im Web 2.0, in: *Der Archivar* 69 (2016) S. 224–227.

⁹ Wolfgang ZIMMERMANN, *Archiv 3.0. Archive nach der Digitalisierung. Visionen – Erwartungen – Perspektiven*, in: MAIER/REHM (wie Anm. 3), S. 265–272; indes wirft diese Vision massive Ressourcenfragen auf, denn im digitalen Zeitalter ist Arbeit „niemals abgeschlossen“, vgl. Max PLASSMANN, *Archiv 3.0? Langfristige Perspektiven digitaler Benutzung*, in: *Der Archivar* 69 (2016) S. 219–233, hier: S. 222; speziell für kleine Archive wie z. B. Universitätsarchive sind die Herausforderungen riesig, vgl. Thomas MAISEL, *Die digitale Archivnutzung und ihre Herausforderungen für kleinere Archive*, in: *Normen und Ethos* (wie Anm. 2) S. 171–174.

¹⁰ Vgl. u. a. *Aktuelle Fragen der Überlieferungsbildung*. Vorträge des 79. Südwestdeutschen Archivtags am 16. und 17. Mai 2019 in Ludwigsburg, hg. von Katharina ERNST/Peter MÜLLER, Stuttgart 2020; in diesem Band werden zeithistorische Beispiele diskutiert, jedoch ohne Input der Wissenschaft; umgekehrt berücksichtigt das „Handbuch zu digitalen Ressourcen“ die Archivseite kaum und werden Debatten auf H-Soz-U-Kult oft ohne archivarische Interventionen geführt (vgl. unten, Anm. 35).

¹¹ In diesem Sinne die fundamentale Kritik von Frank M. BISCHOFF/Kiran Klaus PATEL, *Was auf dem Spiel steht. Über den Preis des Schweigens zwischen Geschichtswissenschaft und Archiven im digitalen Zeitalter*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 17 (2020) S. 145–156, <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2020/5822> (letzter Abruf 23. 10. 2022).

einen „Baustein unserer Demokratie“ nennt¹². Selbst wenn die Nutzerzahlen vor Ort (ja teils gewollt) stagnieren, weil die „Musik“ sich sukzessive in den digitalen Lesesaal verlagert und wir so Wege, Reisekosten und gegebenenfalls auch CO² sparen, sind Archive zentrale, zertifizierte Gedächtnisspeicher und üben, retrospektiv und aktuell, eine Transparenz- und Kontrollfunktion gegenüber dem staatlichen Handeln aus. Auch daher stößt ihr Sammlungsauftrag in Amtsstuben oft auf Zurückhaltung und Skepsis. Es sind nicht zuletzt die Archive selbst, die innerhalb des staatlichen Betriebs erziehend wirken und auf die Abgabe von Akten drängen, ja heute schon im Vorfeld des „Records Management“ einbezogen werden¹³. Sie sehen sich heute, in meiner Wahrnehmung, eher als Transparenz-Lobbyisten innerhalb des Staats, weniger als „Aufklärungsverhinderer“ wie in früheren Zeiten. Insgesamt aber wird diese kritische, demokratische Funktion, so meine (staatstragende) These, von Historiographie und Archiven *g e m e i n s a m* ausgeübt. Auch daher bedarf es Intensivierung des Gesprächs gerade zwischen der Zeitgeschichte als historischem Teilgebiet und den Archiven¹⁴.

1) Das Kritische: Die Verbindung Archive und zeithistorische Forschung

Für den zeithistorischen wissenschaftlichen Fortschritt ist und bleibt die Bereitstellung, Erschließung und dann Analyse neuer Quellenbestände und somit von Informationen und Daten zentral. Die großen Erkenntnisgewinne der Holocaust-Forschung der 1990er Jahre wären ohne die Öffnung der osteuropäischen Archive

¹² Nikolai B. FORSTBAUER, „Es darf keine Bezahlschranke für Archivgut geben“, Stuttgarter Nachrichten, 10. März 2021; <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.landesar-chiv-praesident-gerald-maier-ueber-digitalisierung-es-darf-keine-bezahlschranke-fuer-archivgut-geben.16766f8c-fde2-4398-8324-7485c889e709.html> (letzter Abruf 08.08.2022).

¹³ Vgl. Frank M. BISCHOFF, E-Government und Records Management als Kernkompetenz und Beratungsaufgabe öffentlicher Archive. Zur Beteiligung des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen bei der Einführung der elektronischen Verwaltung in den Landesbehörden, in: MAIER/REHM (wie Anm. 3) S. 123–140.

¹⁴ Ich würde nicht so weit gehen wie Frank BISCHOFF und Kiran PATEL (wie Anm. 11) und von einem „Schweigen“ sprechen. Es ist richtig, dass sich ungeachtet der vielen Grundsatzpapiere zum digitalen Wandel bisher wenig tut, wenn es um den speziellen Dialog mit der Zeitgeschichte über die Frage der Überlieferungsbildung geht. Hier liegt archivseitig wie auch seitens der Historiographie der Fokus auf digitalisierten Quellen, vgl. auch das aus zeithistorischer Perspektive enttäuschende Forum auf H-Soz-U-Kult zum ebenfalls die Zeitgeschichte nicht eigens berücksichtigende Grundsatzpapier des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (VHD), Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung, hg. von Rüdiger HOHLS/Claudia PRINZ/Eva SCHLOTHEUBER, Historisches Forum 18 (2016) https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/19491/HistFor_18-2016.pdf?sequence=1&isAllowed=y (letzter Abruf 23.10.2022).

undenkbar gewesen¹⁵. Die Geschichte der Geheimdienste, der Sicherheitsbehörden und der Polizei profitiert sehr von der, wenn auch selektiven Zugänglichkeitsmachung von Akten¹⁶. Die staatlich geförderte Behördenforschung wie auch die Aufarbeitung der Geschichte von Unternehmen in der NS-Zeit hat begrenzt neue Erkenntnisse über die viel diskutierte Elitenkontinuität über 1945 hinweg erbracht. Aber sie hat doch „der vernachlässigten Institutionen- und Organisationsgeschichte“ neues Leben eingehaucht¹⁷. Die Hinterfragung des „Mythos“ Treuhandanstalt wäre ohne die Quellen im Bundesarchiv kaum möglich. Dass derartige Ergebnisse nur langsam ins öffentliche Bewusstsein diffundieren, steht auf einem anderen Blatt¹⁸. Die Aufarbeitung der neueren Migrationsgeschichte profitiert von der Sammlungstätigkeit der Stadtarchive¹⁹. Forschung zu Protestbewegungen oder Rechtsextremismus wiederum wäre ohne private und zivilgesellschaftliche Sammlungstätigkeit kaum möglich²⁰. Die Leistungsfähigkeit archivgestützter zeithistorischer Forschung ist aus Tausenden historischen Qualifikationsarbeiten evident.

Die Beziehung zu den Archiven und deren Beständen ist die im doppelten Sinne „kritische Dimension“ der zeithistorischen Teildisziplin: Sie ist kritisch im Sinne von „entscheidend“ als Faktor für die Dynamik zeithistorischen Fragens. Denn in

¹⁵ Ulrich HERBERT, Holocaust-Forschung in Deutschland: Geschichte und Perspektiven einer schwierigen Disziplin, in: *Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung*, hg. von Frank BAJOHR/Andrea LÖW, Frankfurt a. M. 2015, S. 31–79.

¹⁶ Vgl. die Website der Unabhängigen Historikerkommission des BND, <http://www.uhk-bnd.de/> (letzter Aufruf: 21. 10. 2022), sowie die konzeptionellen Ausgangsüberlegungen: Unabhängige Historikerkommission zur Erforschung der Geschichte des Bundesnachrichtendienstes 1945–1968: Die Geschichte der Organisation Gehlen und des BND 1945–1968: Umriss und Einblicke. Dokumentation der Tagung am 2. Dezember 2013, hg. von Jost DÜLFER u. a., Marburg 2014.

¹⁷ Vg. Christian MENDEL/Nils WEISE, *Die zentralen deutschen Behörden und der Nationalsozialismus. Stand und Perspektiven der Forschung*, München/Berlin, 2016, S. 98.

¹⁸ Dierk Hoffmann (Hg.), *Die umkämpfte Einheit. Die Treuhandanstalt und die deutsche Geschichte*, Berlin 2022.

¹⁹ Hierzu u. a. Maria ALEXOPOULOU, *Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen*, Ditzingen 2020; vgl. auch exemplarisch die quellenbasierte Mannheimer Migrationsgeschichte, *Zusammenleben in Vielfalt: Zuwanderung nach Mannheim von 1607 bis heute*, hg. von Philipp GASSERT/Ulrich NIESS/Harald SROCKERT, Ubstadt-Weiher 2021.

²⁰ Für die klassischen Protestbewegungen vor allem das Netzwerk der „Archive von unten“, oder auch Bewegungsarchive, <http://www.bewegungsarchive.de/> bzw. das Positionspapier des Verbands deutscher Archivarinnen und Archivare (VdA) zu den Überlieferungen der Neuen Sozialen Bewegungen, http://www.bewegungsarchive.de/Positionspapier_VdA-Internetseite_06072016-1.pdf (letzter Abruf 10. 10. 2022). Für den Rechtsextremismus sind die verschiedenen oft privaten Antifa-Sammlungen wichtig, wie die Antifaschistische Informations-, Dokumentations- und Archivstelle München e. V. (a.i.d.a.) <https://www.aida-archiv.de/> oder auch das Stadtarchiv Ludwigshafen; private Nachlässe finden Eingang auch in die Dokumentationsstelle des Landesarchivs Baden-Württemberg in Karlsruhe, <https://www.landearchiv-bw.de/de/landearchiv/projekte/dokumentationsstelle-rechtsextremismus/73098> (letzter Abruf 10. 10. 2022).

der jüngsten Zeitgeschichte geht es oft um die primäre Historisierung einer Zeit hart an der 30-Jahres-Grenze, auch im Sinne einer „Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen“²¹. Dafür bedarf es des Auffindens und Analysierens bisher nicht zugänglicher neuer Quellenbestände. Zwar wird von der Historie die 30-Jahres-Grenze nicht mehr so eng beachtet wie in früherer Zeit, als eine überwiegend politikhistorische Zeitgeschichte die primäre Rekonstruktion von Ereignisabläufen als ihre wichtigste Aufgabe sah. Aber es bleibt zumindest die Überprüfung zeitgenössischer Deutungen auf Basis bisher verborgener Informationen²². Hinzu kommt der Moment des Wechsels der generationellen Perspektive, der sich 30 Jahre nach den Ereignissen einstellt: Dann ist eine neue Kohorte Promovierender herangewachsen, die die Zeit nicht aus eigenem Erleben kennt, zumindest nicht im politisch erwachten Zustand²³. Kritisch im Sinne von „streng prüfend“ oder „beurteilend“ ist die Beziehung aber auch, weil nur mittels quellenbasierter Forschung die erwähnte demokratische Reflexions- und Kontrollfunktion ausgeübt werden kann. Diese kann erst *post factum* erfolgen, wenn die fraglichen Akteure im Pensionsalter sind. Darin liegt eine sozial erwünschte Wirkung von Zeitgeschichte als retrospektive Reflexionswissenschaft.

Sicher, früher gab es den Vorwurf „ganz kritischer Historiker“, dass deutsche Archivare im Interesse der Verhinderung der Aufarbeitung „dunkler Kapitel“ aus der deutschen Vergangenheit auf den Akten saßen und nur unter Zwang etwas herauslassen würden²⁴. Derartige vergangenheits- und geschichtspolitische Zurückhaltung dürfte mit Blick auf die NS-Zeit im staatlichen Bereich kaum noch existieren. Hingegen lässt sich eine derartige pauschale Aussage für die private Wirtschaft nicht ganz so leicht treffen. Viele Unternehmen haben ihre NS-Vergangenheit „aufarbeiten“ lassen, sind jedoch zurückhaltender bei der Erforschung jüngerer zeithistori-

²¹ Hans Günter HOCKERTS, *Zeitgeschichte in Deutschland. Begriffe, Methoden, Themenfelder*, in: *Historisches Jahrbuch* 113 (1993) S. 98–127.

²² Kiran Klaus PATEL hat die Frage aufgeworfen, ob aufgrund zeitgenössischer Deutungen künftige Zeitgeschichte überhaupt noch mehr wissen könne als die Zeitgenossen. Das bezweifle ich. Es bleiben Ungewissheiten und „Geheimnisse“, denkt man z.B. an die Vorgeschichte des russischen Überfalls auf die Ukraine; vgl. Kiran Klaus PATEL, *Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter. Neue und alte Herausforderungen*, in: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 59 (2011) S. 331–351, hier: S. 347.

²³ So werden Forschungen zum Ende des Kalten Kriegs und den 1990er Jahren als Transformationsepoche von einer Kohorte junger Promovierende und Postdocs getragen, die selbst erst in den 1980er und 1990er Jahren geboren sind. Für meine Generation war es die primäre Historisierung der 1960er und 1970er Jahre gewesen, an der wir als Promovierende und Habilitierende Anteil hatten; unser „Zeitzeugengedächtnis“ setzte erst in der zweiten Hälfte der 1970er und in den 1980er Jahren ein.

²⁴ Es gab diese Tendenz vor allem im Politischen Archiv des Auswärtigen Amts, vgl. Astrid ECKERT, *Kampf um die Akten. Die Westalliierten und die Rückgabe von deutschem Archivgut nach dem Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 2004.

scher Epochen²⁵. Archivare haben in der Vergangenheit Strategien entwickelt, sich unerwünschte BenutzerInnen vom Leib zu halten. Das wirkt in der Folklore der historischen Zunft nach. Doch Gründe für erschwerten Zugang zu staatlichen Archivmaterial liegen heute eher am rechtlichen Rahmen wie dem in Deutschland eng aufgefassten und angesichts der Digitalisierung noch verschärften Daten- und Persönlichkeitsschutz oder einem problematischen Verständnis von Geheimnisschutz. Das eigennützige Zurückhalten von Akten dürfte heute kein Thema mehr sein.

Zeitgeschichte ist auch aus Zeitgründen den Archiven oft nicht so zugewandt, wie sie sein könnte. Ihre gesellschaftliche Aufgabe als demokratische Reflexionswissenschaft frisst Zeit: Sie wird durch kurzfristige Anfragen überwältigt, sei es für Interviews, aber auch für Vorträge im Bereich der Lehrer- und Erwachsenenbildung, die anders als wissenschaftliche Konferenzbeiträge für den innerfachlichen Austausch nur wenig „bringen“. „Vermittlung“ wird als „dritte Säule“ der Wissenschaft aber vermehrt erwartet und von Universitätsleitungen großgeschrieben²⁶. Umgekehrt tappt sie in die mediale Aufmerksamkeitsfalle und tritt in Konkurrenz zum Journalismus.

Hinzu kommt, dass die Zeitgeschichte chronologisch expandiert. Sie hat ihren epochalen Zugriff auf jüngste, archivisch nicht greifbare Zeiträume erweitert und braucht hier von vorneherein keine „Alibibesuche“ in den Archiven. Denn eine überwiegend empirisch-quantitativ orientierte Politikwissenschaft will sich heute mit historischem „Erzählen“ nicht mehr aufhalten, verfährt seltener hermeneutisch-deutend-qualitativ und verliert Phänomene langer Dauer aus den Augen. In den entsprechenden Fachbereichen wurden die einstigen Lehrstühle für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte abgewickelt. Zeitgeschichte ist nicht mehr Teil des Politikstudiums. Stattdessen besetzt diese Lücke die in den Historischen Instituten verortete Zeitgeschichte. Diese schert sich weniger um die 30-Jahres-Grenze als es noch vor der Jahrtausendwende der Fall war, als eine relativ klare Arbeitsteilung existierte. Folglich entfernte sich die Zeitgeschichte gezwungenermaßen partiell von archivgestützter Forschung²⁷.

²⁵ Vgl. Sebastian BRÜNGER, *Geschichte und Gewinn: der Umgang deutscher Konzerne mit ihrer NS-Vergangenheit*, Göttingen 2017, sowie der Tagungsbericht: HT 2021: Wem gehört die Unternehmensgeschichte? Deutungskämpfe in einem Forschungsfeld zwischen Wissenschaft und Public Relations, in: *H-Soz-Kult*, 30. 10. 2021, <www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127679> (letzter Abruf 03. 11. 2022).

²⁶ Vgl. dazu den Band von Isabell M. WELPE u.a. (Hg.), *Leistungsbewertung in wissenschaftlichen Institutionen und Universitäten*, Berlin u.a. 2020.

²⁷ Als der Nestor einer qualitativ-hermeneutisch orientierten Politikwissenschaft und Zeitgeschichte Anfang des Jahrtausends für eine bis in die Gegenwart reichende „neueste“ Zeitgeschichte plädiert, rannte er damit in der Geschichtswissenschaft offene Türen ein, während sein eigenes Fach, die Politikwissenschaft, sich mit der Emeritierung der Generation von Schwarz sich von zeitgeschichtlichen Fragen verabschiedet hatte, vgl. Hans-Peter SCHWARZ, *Die neueste Zeitgeschichte*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 51 (2003) S. 5–28.

Es wäre eine kleine (zeit)historische Untersuchung wert, ob es denn zutrifft, dass sich seit den 1990er Jahren das Berufsfeld Archiv und Geschichtswissenschaft klarer trennte als in der Generation davor, die in den 1960er Jahren ausgebildet worden war. Wenn ich an den Leiter des Staatsarchivs Wertheim zu meiner Schul- und Studienzeit in den 1980er Jahren denke, dann war dieser ein klassischer „forschender Archivar“. Die in den 1990er Jahren ausgebildete Generation der heutigen leitenden Archivare und Archivarinnen, die zur gleichen Zeit wie meine Kollegen und Kolleginnen und ich in den 1980er und 1990er Jahren an den Universitäten studierten und promovierten, forschen zwar auch. Aber sie forschen oft weniger nach eigenen Vorlieben, wie der klassische „Historikerarchivar“ es vielleicht noch konnte. Dass gerade von kommunalen ArchivarInnen hier im Zweifel sogar noch mehr verlangt wird, steht auf einem anderen Blatt²⁸. So oder so wäre aber zu fragen, ob dieser „Historikerarchivar“ vergangener Epochen nicht selbst ein liebevoll gepflegter Mythos ist²⁹. Denn nur wenige privilegierte Mitglieder des archivischen Personals hatten auch schon früher die Zeit zu eingehenden Forschungen – selbst wenn ihre Dienstaufgabenbeschreibungen diese noch vorsahen.

Meine Vermutung ist, dass die in den 1960er Jahren geborenen und nun in der Verantwortung stehenden WissenschaftlerInnen, wie beispielsweise der neue Leiter des Stuttgarter Hauptstaatsarchivs und ich, in den 1990er Jahren berufsfeldspezifisch sozialisiert wurden, als über das Selbstverständnis der jeweiligen Zunft intensiv gerungen wurde. In den Archiven war das wohl die Debatte über das „archivarische Berufsbild“³⁰. In der universitären Historie wurde hingegen weniger intensiv über das professionelle Selbstverständnis des Fachs nachgedacht. Als sich jedoch die in den 1960er Jahren geborene Generation in den 2000er Jahren habilitierte und dann erstmals „berufen“ wurde, wirkte sich der institutionelle Strukturwandel in der Wissenschaft massiv aus. Es kam zur Autonomisierung der Hochschullandschaft, die seit der Jahrtausendwende nicht mehr länger nachgeordnete Behörden der Ministerien waren³¹. Das brachte einen Schub der Verrechtlichung und Regulierung mit sich. Meine Generation war in der dank Bologna-Prozess expandierenden Lehre und „Verschulung“ des Studiums, aber auch in den Gremien der nun selbstverwalteten Hochschulen anders gefordert als die Vorgängergeneration. Die administrative Seite der Universitäten professionalisierte sich, doch die Potenzierung der Player in den Uni-Verwaltungen schnitt in Zeitbudgets ein.

²⁸ Martin SCHUETZ, *Forschen, Bewerten und Skartieren. Stadtarchive als Geschichtsforscher in Vergangenheit und Gegenwart*, in: *Normen und Ethos (wie Anm. 2)* S. 55–96.

²⁹ Hierzu Dietmar SCHENK, *Kleine Theorie des Archivs*, Stuttgart 2018, S. 72.

³⁰ Vgl. ebd., S. 72 ff.

³¹ Vgl. Klaus VON TROTHA, *Die Beweglichkeit im Unbeweglichen – Zum Stand der Hochschulreformdebatte in Deutschland*, in: *Hochschulstandort Deutschland. Rechtlicher Rahmen – Politische Herausforderungen*, hg. von Jörn Axel KÄMMERER/Peter RAWERT, Köln 2003, S. 3–18, siehe auch Peter-André ALT, *Exzellent!? Zur Lage der deutschen Universität*, München 2021.

Professionelle Ausdifferenzierung und Spezialisierung waren und sind säkulare Trends, die nicht in den 1990er Jahren begannen. Aber die Professionalisierung der Arbeitsbereiche erhält durch die Digitalisierung einen neuen Schub³². Um die Jahrtausendwende wurden Strukturen transformiert, als wir vom Studium in die Institutionen „einmarschierten“. Mit Blick auf die Geschichte unseres gemeinsamen Ministeriums, des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, war dies die Ära von Trotha und Frankenberg, als die Einführung der Hochschulautonomie Wissenschaft und Lehre umstülpte. Es ist daher ein guter Moment, die Weichenstellungen der Jahrtausendwende historisch aufzuarbeiten, wo viele der Akteure noch befragt werden können. Dies soll auch in einem Projekt der Mannheimer Zeitgeschichte in Kooperation mit der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg geschehen. Hierfür wird die zeitgeschichtliche Forschung die Unterstützung der Archive dringend benötigen, denn wir geraten mit diesem Projekt zur Wissenschaftspolitik in Baden-Württemberg in eine Phase, in der wir es mit „geborenen digitalen“ Quellen zu tun haben werden. Für die historische Forschung bedeutet dies Neuland. Sie tappt völlig im Dunkeln, wie „Forschen an E-Akten“ geht.

2) Das Unvermeidliche: Geboren digitale, zeithistorische Überlieferungsbildung

Rainer Hering, der zu den Grenzgängern zwischen Archiv und Historie gehört, hat in seinen Überlegungen zum wechselseitigen Verhältnis als Ursache des Auseinanderdriftens die Digitalisierung identifiziert. Er bemerkt, wie auch andere Lehrkräfte an Hochschulen und Universitäten, dass Studierende „sich ganz auf die virtuelle Welt“ verlassen, seltener Bibliotheken und Archive aufsuchen und auch nicht mehr einfach mal Bibliotheksregale „lesen“³³. Das deckt sich mit meiner Beobachtung, wobei es auch sehr stark von den jeweiligen Individuen und Erwartungen der Lehrenden abhängt. Wenn die „Bib“ einen Scan-Service bietet und viele E-Books in ihrem Portfolio hat, dann forscht es sich bequem von zuhause. Es entspricht einfach der aktuellen Erwartung an eine gut sortierte Bibliothek, dass auf sie standortungebunden zugegriffen werden kann. Ehrlicherweise ist es Studierenden nicht zu verdenken, dass sie zu digitalen Beständen greifen. Sie wachsen als *digital natives* mit anderen Lesegewohnheiten auf als die ältere Generation. Unser Trachten sollte sich darauf richten, die Studierenden auf die „richtigen“ Websites

³² Vgl. Franz-Josef ZIWES, Bewertung zwischen Fingerspitzengefühl und e-Skills. Strategien zur Bewältigung einer Kernaufgabe, in: ERNST/MÜLLER (wie Anm. 10) S. 37–45, hier: S. 38.

³³ HERING (wie Anm. 3) S. 318.

und digitalen Ressourcen zu lenken, aber auch ihre kritische Kompetenz beim digitalen Lesen von Quellen heranzubilden³⁴.

Dass Hering den Bruch in den 1990ern verortet und nicht im vorvergangenen Jahrzehnt der 2000er Jahre, ist doppelt bemerkenswert: Denn in den 1990er Jahren war von Digitalisierung an den Universitäten, und nach meinem Eindruck auch in den Archiven, wenig die Rede. Im großen Stil gescannt wird erst seit den Nullerjahren. Selbst die Heidelberger Universitätsbibliothek hatte für Bücher mit Erscheinungsjahr vor 1975 lange keinen elektronischen Katalog. Für die Fernleihe mussten ältere Bestände noch lange mittels Microfiche ermittelt werden. Auch wenn es mit dem SWB seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre einen elektronischen Verbundkatalog gibt, wurden Altbestände doch erst allmählich eingepflegt. Sofern ich meine eigene Promotions- und Habilitationszeit in den 1990ern und den 2000ern nicht komplett falsch in Erinnerung habe, dann waren damals Microfiche und Microfilm „modern“. Im Bundesarchiv war der Run auf die oft defekten Lesegeräte groß. Digitalisierung lag vor 2000 noch vor uns. Daher würde ich eine verkürzte durchschnittliche Verweildauer in Archiven und Bibliotheken erst seit den 2010er Jahren vermuten.

Wir sehen aber, und nun kommt der Wunsch an die Archive, dem Zeitpunkt mit Nervosität entgegen, wo wir es in der neuesten Zeitgeschichte fast ausschließlich mit „geborenen digitalen Quellen“ zu tun haben werden. In der Zeitgeschichte sprechen wir daher von einer „doppelten Digitalisierung“ und der damit einhergehenden besonderen Herausforderung³⁵. Wir wissen nicht, wie unsere Archivrecherche künftig aussehen wird. Die jetzt aktuelle Forschung zu den 1990er Jahren hat es noch weitgehend mit Papierakten zu tun. Doch der Zeitpunkt tritt bald ein, wohl noch vor Ende dieses Jahrzehnts, zu dem die ersten E-Akten aus dem elektronischen Magazin zur Benutzung „ausgehoben“ werden. Seit Mitte der 1990er wird flächendeckend per E-Mail korrespondiert. In der Frühzeit des Mediums finden sich noch Ausdrucke in den Akten. Aus meiner eigenen Erfahrung als Mitarbeiter einer staatlichen Institution vermute ich, dass das „Ausgedruckte“ irgendwann in den Nullerjahren verschwindet. Hinzu kommt die Kommunikation über Messengerdienste, die jetzt zunehmend die Korrespondenz über das inzwischen „alte Medium“ E-Mail ersetzen. Solang noch SMS geschrieben wurden, war das Problem vielleicht noch überschaubar, weil die Kommunikation über das Telefonnetz erfolgte. Aber seit WhatsApp oder auch Telegram verstärkt direkt am Computer geschrieben werden, haben wir es mit einer eigenen Überlieferung auf einer privat-

³⁴ Die Erziehung zu „Data literacy“ ist eines der Ziele der Konsortialinitiative „NFDI for memory“.

³⁵ Marcus BÖICK/Rüdiger GRAF/Marcel SCHMEER, *Zeitgeschichte nach 1945*, in: *Clio Guide – Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften*, hg. von Laura BUSSE u. a., 2. erw. und aktualisierte Aufl., Berlin 2018, S. C.5–1 – C.5–32, <https://guides.clio-online.de/guides/epochen/zeitgeschichte-nach-1945/2018> (letzter Abruf 23.10.22).

wirtschaftlichen kommunikativen Infrastruktur zu tun, die meines Wissens kein staatliches Archivgut schafft, obwohl doch die Bedeutung derartiger Chats für politische Entscheidungsprozesse kaum unterschätzt werden kann.

Wir wissen, dass die Archive und ihr Personal nicht schlafen³⁶. Seit Jahren wird intensiv an der Sicherung geborener digitaler Akten gearbeitet. Mit dem Digitalen Magazin (DIMAG) hat das Landesarchiv eine Plattform entwickelt, die auch von anderen Archiven übernommen wird³⁷. Archivgesetze regeln die Abgabe elektronischer Akten. Ein Grundsatzpapier der Rechnungshöfe hat die vollständige Dokumentation der Überlieferungsbildner im Interesse demokratischer Kontrolle des Verwaltungshandelns eingefordert und daraus das Verbot der nachträglichen Entfernung und Verfälschung abgeleitet³⁸. Aber die klare Sprache der Rechnungshöfe zeigt, dass die Realität eine andere sein dürfte. Es gibt mehr als nur oberflächliche Anhaltspunkte, dass elektronische Korrespondenz massenhaft gelöscht wird. Dies wurde 2014 im Rahmen einer Klage des ehemaligen Ministerpräsidenten Stefan Mappus deutlich. Dieser hatte das Löschen seiner E-Mail-Korrespondenz erzwingen wollen, die zufällig auf dem Computer eines IT-Mitarbeiters im Stuttgarter Staatsministerium erhalten geblieben war. Mappus' Klage wurde zwar abgewiesen. Aus dem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs (VGH) geht jedoch hervor, dass bei Mappus' Ausscheiden aus dem Amt 2011 sämtliche seiner Original-Accounts gelöscht worden waren. Mappus' Mails wurden daher nur zufällig überliefert, die Löschung war der Normalfall³⁹.

Die zeithistorische Forschung weiß also nicht, was auf sie zukommen wird. Obwohl ich als Vertreter einer „dynamisch“ in die Zukunft fortschreitenden, weil epochal stets unabgeschlossenen Zeitgeschichte zu der Spezies von Historikern gehöre, die nach dem ironischen Urteil eines geschätzten frühneuzeitlichen Kollegen ohnehin nur Videos auf YouTube guckt, ist das Gegenteil der Fall. Zeitgeschichte sah sich schon immer mit der Überfülle des archivischen Materials „auf Papier“ konfrontiert⁴⁰. Sie braucht, siehe „Bausteine der Demokratie“, Archivstoff

³⁶ Dem dienen ja auch die einschlägigen Sektionen auf den Historikertagen und die Kooperation im Bereich der Nationalen Forschungsdaten Infrastruktur (NFDI), im Falle der Geschichtswissenschaft „NFDI for memory“, oder „4memory“.

³⁷ Vgl. Christian KEITEL, Das Projekt DIMAG. Sachstand 2019, https://www.sg.ch/content/dam/sgch/kultur/staatsarchiv/dateien-stag/leitideen,-projekte,-netzwerke/03_Keitel_DIMAG.pdf (letzter Aufruf 22. 10. 2022).

³⁸ Die Rechnungshöfe rügen Mängel bei der reversionssicheren Speicherung von Korrespondenz, vgl. hierzu Rechnungshöfe des Bundes und der Länder, Positionspapier zum Thema Aktenführung, https://landesrechnungshof-sh.de/file/positionspapier_aktenfuehrung.pdf (letzter Aufruf: 25. 10. 2022).

³⁹ Vgl. VGH Baden-Württemberg, Urteil vom 30. 07. 2014 – 1 S 1352/13, <https://openjur.de/u/711532.html> (letzter Aufruf 25. 10. 2022).

⁴⁰ Diese Überfülle des Materials zieht sich als Topos durch, so schon der Gründungstext des Teilfaches, Hans ROTHFELS, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1 (1953) S. 1–8, zum grundsätzlichen Punkt einer quellennahen Zeitgeschichte

ganz besonders. Während Antike, Mittelalter und Geschichte der Frühen Neuzeit ein nicht prinzipiell erweitertes Quellenkorpus mittels eines „neuen“ Mediums nun in digitalisierter Form bequemer analysieren können, aber die Inhalte stabil bleiben, ändert sich für die Zeitgeschichte der Grundcharakter ihrer Quellen. Digitale Überlieferungsbildung ist für uns eine *black box*. Die bisherigen Erfahrungen liegen im Bereich der Massendaten, also Volkszählungen, Wirtschaftsdaten usw.; aber das ist nicht mein Thema als Politik-Historiker. Wenige von uns haben bisher eine archivierte „E-Akte“ oder ein archiviertes DMS gesehen, geschweige denn historisch mit in den Archiven überlieferten E-Akten und E-Mails gearbeitet, es sei denn es handelt sich um „gehackte“ Beständen wie bei Wikileaks⁴¹.

Archivare und Archivarinnen führen auf ihren Kongressen und in ihren Fachzeitschriften Debatten über Fragen der Überlieferungsbildung und schaffen damit die Voraussetzung späterer historischer Forschung. Aber es bleibt für Forschende abstrakt, weil das heute elektronisch Gesicherte innerhalb der Sperrfristen liegt und wir an den Diskussionen der Archive nicht teilnehmen können. Hier sehe ich zwei Probleme beziehungsweise Fragen. Erstens: Welche Art von Material werden wir in 20 oder 30 Jahren vorfinden, wenn wir – oder unsere Schüler und Schülerinnen und deren Studierende – die Geschichte der jetzigen Zeit schreiben werden? Wie aussagekräftig wird das Material zum Beispiel zum letzten Kabinett Teufel oder zum dritten Kabinett Kretschmann sein? Hat das die gewohnte Überlieferungsdichte, wie im papierenen „Aktenzeitalter“? Lassen sich Entscheidungssituationen aufgrund des überlieferten geborenen digitalen Materials sogar leichter rekonstruieren als im Aktenzeitalter? Oder ist die Überlieferung eher schlechter? Ich frage nach, weil ich an einer Universität arbeite, die dem Prinzip nach Tag für Tag staatliches Archivgut produziert. Ich habe gewisse Anhaltspunkte, was davon im Archiv landen könnte – vermutlich sehr wenig. Aber vielleicht denke ich zu sehr vom frei fließenden Uni-Alltag her.

Besteht Anlass zur Sorge? Ich würde es gerne wissen: Wird in den Ministerien die digitale Ablage wie eh und je aufs Sorgfältigste gehandhabt. Ob Papier oder Daten: kein Thema. Es werden nun digitale Tagebücher über Schriftverkehr geführt, alles penibel registriert. Die Beamtinnen und Beamten sind in der korrekten digitalen Ablagetechnik ausgebildet oder werden gegebenenfalls in der Führungsakademie nachgeschult. E-Mails werden von Landespolitikern nicht, wie einst bei US-Außenministerin Hillary Clinton, privat verschickt, um sie den Nachforschungen von Untersuchungsausschüssen zu entziehen. Aber selbst wenn alles ganz korrekt auf dienstlichen Servern abgelegt wird, wird sich in der elektronischen Korrespondenz alles Mögliche, auch Privates finden. Es liegt in der Natur des Mediums, dass die Grenzen verfließen. Was aber bedeutet diese für die „Frei-

Edgar WOLFRUM, Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005, München 2013, S. 13–14, 714–718.

⁴¹ Vgl. PATEL (wie Anm. 22).

gabe“ des Materials für die Forschung, wenn Glückwünsche für die Kinder oder den Partner oder Urlaubserlebnisse am Rande einer dienstlichen Korrespondenz „geteilt“ werden?

Damit sind wir bei einem zweiten Problem. Auch bei rein dienstlichen Vorgängen weit unterhalb der politischen Ebene sind in der digitalen Welt plötzlich Persönlichkeitsrechte von privaten Individuen betroffen⁴². Wird die von der historischen Forschung erwartete „Freigabe“ nach 30 Jahren dann vielleicht gar nicht mehr möglich sein? Die Prüfung dürfte sehr aufwändig werden. Nach welchen Grundsätzen wird dann entfristet werden? Werden die privaten Teile der Mails dann elektronisch „geschwärzt“? Vielleicht legen sich die Mitarbeiterinnen der Ministerien größte Zurückhaltung auf und trennen in ihrer Korrespondenz Privates und Dienstliches fein säuberlich. Für politische Akteure dürfte das kaum gelten. Auf dem Handy so manches Ministers oder Ministerin findet sich Privates, oft auch Unsägliches, wie jüngst die Affäre um den früheren österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz zeigte. Ob und in welchem Umfang das „Handy der Kanzlerin“, das bekanntlich von der National Security Agency mitgelesen wurde, für die Forschung zur Verfügung steht, ist keine triviale Frage. Nur mittels dieser Quellen wird sich zeithistorische Forschung zu politischer Geschichte von journalistischen Darstellungen unterscheiden⁴³.

Ein weiteres Beispiel, wo Digitalisierung die Quellen verändert: Wenn Promovierende am Anfang eines zeitgeschichtlichen Forschungsprojektes stehen, dann empfehle ich ihnen die Lektüre von Zeitung, das meint von Pressearchiven. Diese wurden inzwischen teilweise eingestampft: Wir haben ja die FAZ und den Spiegel digital, retrospektiv ist alles recherchierbar, kein Problem? Doch die Auswahl im klassischen Pressespiegel gab und gibt Anhaltspunkte, was wen interessierte und was wer wissen konnte. Bei einem Projekt zur jüngsten Mannheimer Migrationsgeschichte fiel auf, dass der Integrationsbeauftragte bis Anfang der 2000er Jahre über ein sehr gut geführtes Pressearchiv verfügte, dann war Schluss⁴⁴. Für die Zeit danach lässt sich vieles aus der Lokalpresse zusammenklauben, die im Stadtarchiv Mannheim (Marchivum) weiter verfügbar ist. Aber gerade für die regionale Zeitgeschichte gilt, dass diese nicht die in den „nationalen“ Datenbanken verfügbaren „nationalen“ Medien benötigt, sondern lokale Medien, deren Überlieferung mit dem Sterben der regionalen Zeitungen womöglich verschwindet. Gleichzeitig wird

⁴² Dass Politiker in ihrer Korrespondenz die „werte Frau Gemahlin“ grüßen lassen und es Bestände privat-dienstlicher Natur in Politikernachlässen gibt, ist nicht neu. Aber das „handling“ war bisher einfacher.

⁴³ Womöglich gibt es dann eine Gegenüberlieferung in amerikanischen Archiven, wenn das Handy in deutschen Archiven gesperrt bleiben sollte.

⁴⁴ Vgl. Philipp GASSERT, 1980–2020: Eine *City of Immigrants* in einer widerwilligen Einwanderungsgesellschaft. Zwischen Offenheit und Intoleranz, in: *Zusammenleben in Vielfalt* (wie Anm. 19) S. 260–295.

die geborene digitale mediale Interaktion, etwa auf lokalen Politik-Blogs, nicht ausreichend gesichert.

Was an elektronischen Akten und Medien wandert also künftig ins Ministerialarchiv? Wird das E-Akten-Archiv die Qualität der bisherigen Papierüberlieferung unterschreiten, erreichen, übertreffen? Ich frage nicht nur nach den Maßstäben für Bewertung und Bestandsbildung. Sondern danach, was überhaupt zur Übernahme und Bewertung kommt. Sicher, es gab auch früher Aktenverlust und schleppende Abgabe, Bundeslöschtage und die rechtswidrige Mitnahme von Akten. Nur wäre es hilfreich, wenn mit Blick auf die Überlieferungsbildung die Forschung sich stärker einbezogen fühlen könnte. Da wir zeithistorisch bisher noch kaum mit geborenen digitalen Akten forschen, bleibt die Zukunft der Quellen für die Zeitgeschichte abstrakt. Das schafft Unsicherheit und vermeidbare Ängste. Wir haben keine Angst vor dem digitalen Lesesaal. Er wird dazu beitragen können, dass das Archiv als „Ort des Lernens“ von der Forschung weiter stark nachgefragt wird, und wir die „Beziehungsprobleme“ zwischen Historie und Archiven überwinden. Aber noch wissen wir nicht, was wir in diesem „Archiv 3.0“ nicht für das 19. Jahrhundert, sondern für das 21. Jahrhundert finden werden.

3) Das Herausfordernde: Die Zukünfte historischen Wissens als gemeinsame Aufgabe für Archive und Zeitgeschichte

Wenn Archive ihr Profil auch in der digitalen, nicht allein in der digitalisierten Überlieferung als Ort „des historischen und historisch fundierten politischen Forschens und Diskutierens“ schärfen, dann braucht es kluge Strategien nicht nur für das Sammeln, sondern auch für die künftige Vermittlungsarbeit an geborenen digitalen Daten: hier sind wir bei der Erforschung künftiger Zeitgeschichte und deren Lehre. Zweifellos erlauben die massenhaft verfügbaren digitalen Daten neue Fragestellungen, über das medial veränderte Lesen von Texten „am Bildschirm“ hinaus. Der Berliner Professor für Digital History, Torsten Hiltmann, hat zu Recht gefordert, „die Möglichkeiten des Digitalen nicht mehr nur medial, sondern auch methodisch für die historische Forschung nutzbar zu machen“.⁴⁵ Beizupflichten ist ihm auch dabei, dass der Prozess der Datifizierung des Historischen „nicht ausgelagert werden kann“, sondern von der Geschichtswissenschaft selbst mitgestaltet werden muss. Dabei verfügen viele von uns nicht über die entsprechenden Methodenkompetenzen, weshalb es in der Lehre „hakt“. Vielleicht ist es auch nur eine Frage der Zeit und des Generationswechsels, bis sich dieses Problem „erledigt“ hat; aber Datenanalyse ist nicht trivial, hierzu braucht es verstärkte interdisziplinäre Kooperationsbeziehungen.

⁴⁵ Torsten HILTMANN, Daten, Daten, Daten ...: Wie die Digitalisierung die historische Forschung verändert, in: VHD Journal 9 (September 2020) S. 41–46, hier: S. 46.

Ich möchte zwei Eindrücke aus der Diskussion über die Digitalisierung des Historischen teilen. Zum einen werden zur Illustration von Digital History (DH)-Ansätzen überwiegend Beispiele aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte angeführt. Dies aber sind zwei Forschungsbereiche, in denen auch schon früher mit quantitativen Methoden und Statistiken gearbeitet wurde, und die sehr früh mit der „Computerisierung“ ihrer Analysen begannen. Hier sind Vorteile datengestützter Ansätze und Analyseverfahren selbstevident, sofern eine entsprechende Überlieferung gebildet wurde. Zudem werden, so auch von Hiltmann, *best practice*-Beispiele meist aus dem Mittelalter oder der Frühen Neuzeit angeführt. Manches davon lässt sich auf zeithistorische Fragestellungen übertragen, etwa die Visualisierung von Netzwerken auf der Basis der datenbasierten Rekonstruktion von Kommunikationsströmen. Was indes bisher viel zu wenig diskutiert wird: Wie unstrukturierte, individuelle elektronische Kommunikation (via E-Mail oder Messenger-Diensten) überliefert wird, und was das für künftige Zeitgeschichte bedeutet. Für die politische Geschichte werden das im höchsten Maße interessierende Quellen sein, da es hier traditionell um die Rekonstruktion von Entscheidungsprozessen geht⁴⁶.

Daher wehre ich mich zweitens dagegen, den Begriff der „Quelle“ durch „Forschungsdaten“ zu ersetzen⁴⁷. Daten meint eine bestimmte (mediale) Form der Überlieferung – und zwar die digitale Überlieferung, sei es in der „geborenen digitalen“ oder der „digitalisierten“ Variante. Quelle hingegen verweist auf dasjenige „Material“, mittels dessen wir Kenntnis von der Vergangenheit erhalten, auf „den Stoff, aus dem Geschichte“ geschrieben wird⁴⁸. Nur war dieser „Stoff“ nie einfach da, sondern wurde mit einem tradierten und auch erprobten quellenkritischen Blick analysiert. Prinzipiell lässt sich alles, nicht nur schriftlich überliefertes, sondern auch Objekte und andere physische „Überreste“ in digitale Darstellungsformen übersetzen und daraus Metadaten generieren. Auch wenn Objekte nun als Daten greifbar sind und das neue Fragestellungen erlaubt, so bleiben sie doch haptische Objekte, deren konkrete Wirksamkeit sich aufgrund ihrer Materialität und nicht ihrer Digitalität erschließt. Auch Handschriften bleiben Handschriften, Bücher bleiben Bücher; und sie alle sind, digital, digitalisiert oder nicht, für das historische Fragen „Quellen“. Ich fürchte, dass durch das Ersetzen von „Quelle“ durch

⁴⁶ BISCHOFF und PATEL (wie Anm. 11), S. 149, verweisen zu Recht darauf, dass die Zeitgeschichte hier vor ähnlichen Herausforderungen steht, wie vor einigen Jahren noch die Archive, die entsprechende informationswissenschaftliche Kompetenzen erst aufbauen mussten.

⁴⁷ So taucht der Begriff der Quelle im „NFDI for memory“ kaum noch auf; auch Gerald MAIER spricht von „Forschungsdaten“ in seinem Beitrag: Die Bedeutung der Archive für Forschungsdaten in der Geschichtswissenschaft, in: Die Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter, in: VHD Journal 9 (September 2020) S. 36–40, wo er, völlig zu Recht, auf die besondere Bedeutung der Archive als Informationsdienstleister hinweist.

⁴⁸ Vgl. Hiram KÜMPER, Quellenarbeit im Studium anleiten. Der Stoff, aus dem Geschichte wird, Frankfurt am Main 2018.

„Daten“ wir der Illusion einer unkritischen Unmittelbarkeit des „Griffs nach der digitalen Quelle“ erliegen, ohne die eigentliche historische Arbeit, nämlich der Einordnung und zeitgenössischen Kontextualisierung, zu leisten.

Aus zeithistorischer Sicht ist die Frage der Überlieferung besonders kritisch, weil wir es in der Gegenwart mit einer für uns schwer greifbaren Veränderung der archivfachlichen Bewertung und damit Auswahl und Kassation von geborenen digitalem Material und somit künftigen Quellen zu tun haben. Die Archive diskutieren Fragen der Überlieferungsbildung intensiv, aber doch weitgehend ohne den Input der zeithistorischen Fachcommunity. Verfügbar gemacht und archiviert werden kann nur, was die Archive erreicht. Meine Befürchtung ist, dass trotz der gesetzlichen Lage die Diensthandys von MinisterInnen als Diensthandys nicht aufbewahrt werden. Obwohl die dort generierten Daten als dienstliche Kommunikation unter die Anbieterspflicht fallen müssten, wird hier ein zentraler Datenschatz für die Forschung vermutlich nicht aufbewahrt werden. Das gleiche gilt für große Teile der Interaktion per E-Mail. Wie wichtig aber diese Art der Kommunikation geworden ist, zeigen die erfolgreichen „Hacks“ der letzten Jahre. Digitale Verfügbarkeit ist trügerisch und lenkt uns auf bestimmte Fragen und Gegenstände, ja lenkt uns von vielleicht wichtigeren Fragen ab.

Ein letzter Punkt betrifft die Lehre: Hier fehlt es eindeutig an DH-Expertise an Universitäten, denn wir würden einerseits unsere Studierenden gerne zu guten *digital historians* erziehen. Andererseits müssen wir auch künftig unseren Studierenden historisches Grundwissen und den genuin historischen Zugang zur Welt vermitteln, auch medienübergreifend ihre Fähigkeit ertüchtigen, das digital flüchtig Angelesene kritisch in Kontexte einzuordnen, worin das Kerngeschäft der Historiographie liegt. Auch daher müsste die auf Leo-BW hinterlegte Südwestdeutsche Archivalienkunde bald ein Update erfahren. Dort heißt es nach wie vor: „Mit dem seit 1980 einsetzenden Siegeszug des PC drangen die Computer auch in die Amtsstuben der Verwaltung vor. Seitdem können wir mit persönlichen Ablagen (Dateiverzeichnisse, Datenträgersammlungen oder auch E-Mail-Konten) rechnen [...]. Die PCs ermöglichten komplexere Client-Server-basierte Anwendungen und den in Deutschland auf 1995 datierten Durchbruch des Internets. Mit diesen neuen technischen Möglichkeiten gingen jeweils neue Archivaliengattungen einher.“⁴⁹

Wie werden wir Zeitgeschichte mit diesen neuen „Archivaliengattungen“ künftig lehren? Und wie forschen? Was müssen wir, die Lehrenden und die Forschenden, dafür wissen? Die im Zitat angesprochenen 1990er Jahre stehen inzwischen im Fokus der Zeitgeschichte und vermehrt außerhalb der üblichen Sperrfristen. Dennoch wird eine Archivalien- oder Aktenkunde des digitalen Zeitalters (im Sinne des Standardwerks von Hans Otto Meißner) noch eine Weile auf sich warten lassen. Was an Handbuchartigem und Ähnlichem digital verfügbar ist, kratzt aus

⁴⁹ Themenmodul: Südwestdeutsche Archivalienkunde unter <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde> (letzter Abruf 17.11.2022).

zeithistorischer Sicht erst die Oberfläche an, weil die Problematik der „geborenen digitalen Quellen“ meist ausgeklammert wird. Es ist eine Sache, Überlieferung nach archivkundlichen Maßstäben zu bilden; eine andere, mit diesen Beständen zu forschen. Für die Lehre ist das ein kaum erprobter Bereich, jenseits der Massendaten. Daher sollten wir uns schnellstens Gedanken machen. Das betrifft übrigens auch die technische Seite. In dreißig Jahren wird vermutlich vergessen sein, was ein „Tweet“ oder eine „WhatsApp“ ist, so wie heute die Jüngeren das „Microfilmlesegerät“ oder das „Fax“ nur noch vom Hörensagen kennen und damit eine tiefe Vorvergangenheit assoziieren.

Vor zehn Jahren hat Robert Kretzschmar, einst selbst Leiter des Hauptstaatsarchivs und dann Präsident des Landesarchivs und ein weiterer Grenzgänger zwischen den „Lagern“, auf dem Historikertag in Berlin von den „Hilflosen Historikern und Historikerinnen“ in den Archiven gesprochen. Mit seinem vielzitierten Vortrag auf dem Berliner Historikertag 2010 knüpfte er an ein älteres Diktum über Defizite in der historischen Ausbildung an und machte dadurch auch die Traditionen der Debatte deutlich⁵⁰. Er stieß damit in ein Wespennest und zugleich eine breite Diskussion im VHD an, die u.a. im Positionspapier von Frank Bösch und Eva Schlotheuber resultierte und als deren Ergebnis wir u.a. die von Kretzschmar verantwortete Südwestdeutsche Archivalienkunde online haben – auf die wie in unseren Seminaren auch brav verweisen⁵¹. Aber dies ist nur ein Anfang und reicht nicht aus. Für Studierende der Geschichtswissenschaft – wie auch für mich als Forscher – bleibt eine hilfs- oder wie man jetzt sagt grundwissenschaftliche Hilfestellung abstrakt, solange sie nicht an konkreten Beständen geübt werden kann. Digitale Quellenkunde macht man nicht mit ein paar Erklärvideos. Wir brauchen mehr quellenkundliche Propädeutik direkt im Archiv und ganz besonders an den geborenen digitalen Beständen.

Dass quellenkritische Kompetenz vor allem der Neueren und Neuesten Geschichte sowie der Zeitgeschichte abgehe, ist ein alter Hut. Die Universitäten haben Grund- und Hilfswissenschaften massiv zurückgeschnitten, weil sich der drängende Bedarf an anderen Stellen ergab, wie z. B. in der Internationalisierung und Europäisierung unserer Fachbereiche. Doch „Hilfswissenschaft“ war auch früher weitgehend mediävistisch oder frühneuzeitlich. Sie war in der Neuesten Geschichte, wenn es sie überhaupt gab, an Archivare als Lehrbeauftragte ausgelagert. Der Staat genehmigt derartige Nebenbeschäftigungen des archivischen Spitzenpersonals, für dessen Input in der Lehre die Universitäten dankbar sind. Eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Universitäten und Archiven beim Studium und

⁵⁰ Robert KRETZSCHMAR, *Hilflose Historikerinnen und Historiker in den Archiven? Zur Bedeutung einer zukünftigen archivalischen Quellenkunde für die universitäre Forschung*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 147 (2011) S. 133–147, hier: S. 133.

⁵¹ Wie Anm. 49.

der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gerade auch in der Zeitgeschichte wäre eine naheliegende Lösung unseres „Beziehungsproblems“. Es trüge zur Linderung der fehlenden digitalen Quellen-Lesefähigkeit von Archivgut bei. Eine intensivierte Kooperation bei der Ausbildung ist ein kritischer Punkt für die Zukunft historischen Wissens, gerade in der Zeitgeschichte, sonst bleibt es bei „hilflosen Historikerinnen und Historikern“ – auch in digitalen Archiven.

Fazit: Die Chancen eines vertieften Gesprächs zwischen Archiven und Zeitgeschichte

Aus Anlass dieses Festvortrags bei der Amtsübergabe im Hauptstaatsarchiv Stuttgart möchte ich die Chancen für ein vertieftes Gespräch betonen. Ich bin Optimist. Die Jeremiade über die abgebrochene Verbindung zwischen Archiven und Geschichtswissenschaft betraf eine Zwischenphase, in der wir auf allen Seiten aufgrund des institutionellen Strukturwandels der Jahrtausendwende und der medialen Umbrüche sehr mit uns selbst beschäftigt waren. Indes ist das Gespräch auch nie vollständig abgebrochen, wie die verschiedenen Initiativen der letzten Jahre zeigen. Die HistorikerInnen der Neuesten Zeit brauchen mehr „Ansprache“ und „guidance“ aus den Archiven, gerade weil wir in einer Zeit leben, in der sich die ganze Gesellschaft auf Digitalität als Normalfall einstellt. Die Krise betrifft uns stärker als Mediävistik und Alte Geschichte, die von der Digitalisierung ihrer Quellen eigentlich nur profitieren können. Die Zeitgeschichte hat es mit einer „doppelten digitalen Herausforderung“ zu tun und damit einem qualitativ anderen Problem als andere Teilgebiete. Denn der Grundcharakter unserer Quellen ändert sich mit dem Übergang zur Historisierung von Epochen, in denen es praktisch nur noch geboren digitale Quellen geben wird.

Unser Gespräch sollte eine neue Dynamik bekommen und das nicht erst, wenn der virtuelle Lesesaal vollständig Realität wird und die Universität sich weiter virtualisiert. Dann könnte ich künftig nicht nur Akten über den Archiv-Opac zur digitalen Einsicht bestellen und Scans anfordern, ich könnte für mein Seminar auch eine Online-Archivarin buchen. Diese schaltet sich über Zoom zu, teilt ihren Bildschirm, und schon betreiben wir dann am konkreten Aktenstück – digitalisiert oder digital – Archivalienkunde und Grundwissenschaft. Da wir ja inzwischen in Online-Seminaren lehren, ließe sich in diesem Sinne auch die archivfachliche Beratungskompetenz unkomplizierter an die Universitäten bringen. Im Lesesaal 3.0. ist der Dialog zwischen Nutzenden und Archiven direkter, wenn Videoformate verwendet würden, die direkte Rückfragen erlauben. Aber wir sollten uns auch keine Illusionen darüber machen, wie zeitintensiv das für die Archive wird. Auch könnten grund- und hilfswissenschaftliche Lehraufträge künftig breiter vergeben werden. Die archivische Expertise könnte so besser und breiter, zugleich auch niederschwelliger (in einzelnen Modulen und Sitzungen) in die Lehre integriert werden,

sowohl im Grundstudium als auch bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses auf dem Master-Niveau⁵².

Hilfreich wären für die künftige zeithistorische Forschung gemeinsame Pilotprojekte über das beginnende digitale Zeitalter. Für die vordigitale Zeit hat sich viel getan, etwa das Themenmodul „Von der Monarchie zur Republik“⁵³ oder andere Digitalisierungsprojekte des Landesarchivs in Kooperation mit verschiedenen Akteuren. Was mir vorschwebt wäre ein vergleichbares zeithistorisches Projekt zu einem Zeitraum, in dem der Übergang zur digitalen Überlieferung spürbar wird. Daran könnten wir dann Erfahrung sammeln. Reinhart Koselleck hat 1982, aus einem ähnlichen Anlass, die Archive mit einem Scharnier verglichen, „mit dessen Hilfe täglich die Tür zur Vergangenheit geöffnet wird, um aus dieser für heute und morgen etwas abrufen zu können.“⁵⁴ Archive überliefern etwas für die Zukunft, sichern es als heute vergangene Zeit, im Interesse künftiger Entdeckungen. Sie haben die Kurve zur digitalen Überlieferungsbildung bereits gekratzt. Zeitgeschichte wiederum hat als Primäragentin der Historisierung mit Archiven gemeinsam, dass sie den historischen Stoff für die Zukunft schafft. Daran wird sich auch in der digitalen Welt nichts ändern.

⁵² Vgl. auch Hiram KÜMPER, Wo sind all‘ die Studis hin, wo sind sie geblieben? Beziehungsarbeit zwischen Universität und Archiv, in: Archive und Forschung. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. 54. Rheinischer Archivtag, 06.–07. Oktober 2021 in Pulheim-Brauweiler. Beiträge (Archivhefte 54), Bonn 2022, S. 12–25.

⁵³ Themenmodul: Von der Monarchie zur Republik unter <https://www.leo-bw.de/themenmodul/von-der-monarchie-zur-republik> (letzter Abruf 17. 11. 2023).

⁵⁴ Zitiert nach Sina STEGLICH, Zeitort Archiv. Etablierung und Vermittlung geschichtlicher Zeitlichkeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2020, S. 11.